

Über die Freiheit

Manfred Hörz

Es ist äußerst sinnvoll, die menschliche Freiheit zu bezweifeln. Ich meine nicht die politische Freiheit, die eine andere Sache ist, sondern die Freiheit der Entscheidung, der Wahl, des Willens oder wie man sich sonst ausdrücken mag. Nicht der Zufall ist Grundlage der Freiheit, sondern das Wesen einer Sache. Zwar hat der Zufall eine gewisse Bedeutung im Umfeld der Freiheit, darf aber nicht mit ihr verwechselt werden, ebensowenig die Willkür.

Wir anerkennen der Natur bis heute keine Freiheit. Spätestens seit Newton und in Folge durch Kant, wurde der Natur Freiheit verweigert. Kant rettete die menschliche Freiheit in seinem System der Moral und schuf so zwei getrennte Reiche. Doch was sein soll und nicht unbedingt ist, setzt Freiheit voraus, das Sein so zu ändern, dass das Sollen nicht nur gedacht werden kann, sondern realisierbar sein soll. Freiheit muss vor jeder Moral möglich sein. Und zwar nicht nur beim vernunftbegabten Menschen.

1. Schauen wir dazu in die gegenwärtige Physik. Dem Zufall wird sicher ein grundsätzlicher Status zugesprochen, in der Quantenphysik. Es kann bekanntlich nicht vorausgesagt werden, ob und wann ein Photon sich bequemt, sein angeregtes Atom in seinen Grundzustand zu überführen und welche Ausflugsrichtung es wählt. Hier sind nur statistische Gesetze vorhanden, die Aussagen über ein Ensemble gestatten. Im Prinzip verhält es sich wie beim Würfeln. Ob eine Eins als nächste Augenzahl fällt, ist gänzlich unsicher. Nur das Gesetz der großen Anzahlen von Versuchen ermöglicht es, sinnvolle Prognosen aufzustellen. Entscheidend in diesem Zusammenhang ist das Verhältnis eines einzelnen Wurfs zu einer großen Menge von Würfeln, oder anders formuliert, wie kommt es, dass aus lauter gleichartigen Zufallsprozessen sich eine Norm herauskristalisiert. Gibt es eine innere Disposition des Würfels in gewissen relativen Häufigkeiten eine Eins zu produzieren, sind da Propensitäten vorhanden, wie Popper meinte, da ja jeder Wurf von allen anderen unabhängig ist?

Interessant ist die Tatsache, dass man letztlich jede Wahrscheinlichkeitsaussage auf Laplace gedanklich reduziert und rechtfertigt, das heißt auf **Symmetrie**. Als Beispiel möge eine Urne dienen mit zwei roten und drei grünen Kugeln, die „zufällig“ gezogen werden. Wie berechnet man die Wahrscheinlichkeit, eine rote Kugel zu ziehen? Gemeint ist hier natürlich nicht ein einzelner Versuch, sondern diese Aussage ist statistisch als relative Häufigkeit zu sehen, also bei sehr vielen Versuchen. Da die Farben der fünf Kugeln nicht einheitlich sind, also eine diesbezügliche Asymmetrie herrscht, wird eine Symmetrie simuliert, indem man zunächst nur die Kugeln betrachtet und die Farbe ausklammert. Jede Kugel aus

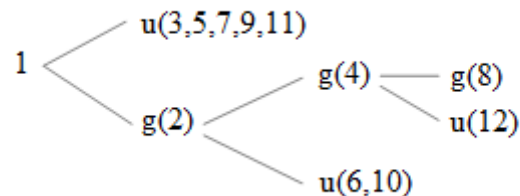
$\{k_{r_1}, k_{r_2}, k_{g_1}, k_{g_2}, k_{g_3}\}$ hat dann die gleiche Chance gezogen zu werden, also die

Wahrscheinlichkeit 1:5 (Laplacierung). Nun wird die Farbe wieder eingeführt (hier als rememorierender Index notiert) und der „Raum“ zerlegt in Teilsymmetrien. Die roten Kugeln sind unter sich gleichberechtigt, ebenso die grünen. Nach gedanklicher erneuter Zusammenführung der Räume zu einem ganzen, erhält man so die Wahrscheinlichkeiten:

$$P(r) = \frac{1/5}{1/2} = \frac{2}{5} \quad \text{und} \quad P(g) = \frac{1/5}{1/3} = \frac{3}{5} .$$

Eine ähnliche (dialektische) Methode hatte schon Platon in seiner Zahlentheorie verwendet, die die Erzeugung der Einzeldinge (der einzelnen Zahl) aus der Idee der Zahl erläutern sollte, anders als das heute im Sinne Peanos im Aufbau der Gesamtheit aus Einzeldingen, sozusagen empiristisch gemacht wird: die Ganzheit bzw. die oberste Idee der Einheit wird

zerlegt in derartige Teile für die die gleichmäßige Dichotomie funktioniert (also in zwei gleichmächtige oder symmetrische Teile zerlegbar ist, also der Idee „gerade“ genügt) oder nicht (asymmetrische Teile, also der Idee „ungerade“ genügt). Die Zweierpotenzen sind also die Objekte, die stets dichotomierbar sind. Auf diese Weise entlässt die Idee der Einheit und die Methode der Teilung und anschließenden Reintegration alle Zahlen (die natürlich jeweils endlich sind). Vgl. hierzu „<http://philmath.org/wordpress/wp-content/uploads/2015/02/Wissenschaft1.pdf>“

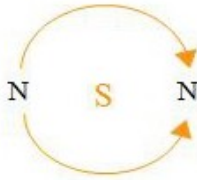


So erzeugen die Idee der Einheit und die dialektische Methode der differenzierenden Integration die Zahlen bis bspw. 12: Die Zahl 12 ist in diesem Sinn ungerade, da sie keine Zweierpotenz ist und die Asymmetrie in sich trägt: $12 = 2 \cdot 2 \cdot 3$. Mit ähnlicher Methode lässt sich auch das Hebelgesetz mathematisch herleiten. Vergleiche hierzu: „<http://philmath.org/wordpress/wp-content/uploads/2017/03/Schwerpunkt.pdf>“.

Es ist die Symmetrie, die Diskriminierung abwehrt und dadurch Allgemeinheit schafft, die gesetzgebend wirkt. Es ist das Grundgesetz der Ununterschiedenheit. Auch dort, wo dann Unterschiede auftreten, erzeugt es die Gesetzmäßigkeit, wie beim Urnenbeispiel leicht zu sehen ist. Beim Würfel ist es die symmetrische geometrische Form. Was den Einzeldingen an Ununterschiedenheit inhärent ist, ihre Propension (etwa den Kugeln), erzeugt das Gesetz der berechenbaren Wahrscheinlichkeit, auch wenn den Einzeldingen aufgrund ihrer spezifischen jeweiligen Situation Unterschiede anhaften und sie so dem Zufälligen zugänglich machen. Es gibt keine zwei identischen Situationen in der Realität. Das verdanken sie allein schon ihrer Zeitlichkeit. Situationen, die wir als gleich betrachten, sind **Identitätssetzungen**. Denn eine Situation A wird notwendigerweise durch eine Nicht-A-Situation abgelöst (sofern die Wirklichkeit nicht abstirbt). Beurteilen wir die nächste Situation wieder als eine A-Situation, so ist sie von der ersten A-Situation schon durch ihre Komplexität verschieden. Das ist der Ursprung des Denkens, des dialektischen Denkens, dass wir Verschiedenes als Gleiches setzen.

Je komplexer eine Sache wird desto eher wird sie zur Gesetzmässigkeit taugen. Die zeitabhängige Schrödinger-Gleichung beschreibt bspw. die Entwicklung des Ortes eines Teilchens in der Zukunft deterministisch, aber ob man es dann tatsächlich dort finden wird ist eine Sache der Statistik, weil die Situationen, in denen es auftritt, verschieden sind und die Gleichung eben eine Gleichung ist, eine Gleichsetzung, gedankliche Abstraktion. Das Wissen um die Unmöglichkeit, identische Situationen zu realisieren, ist Grund für die Chaostheorie.

Nehmen wir ein Einfachstes, ein virtuelles Photon. Ist es frei? In seinem Charakter nicht. Aber aufgrund seines Charakters. Sein Wesen besteht darin, sich mit einem Partner, seinem „Antiphoton“, das den gleichen Charakter hat, aus dem Nichts heraus zu bilden (Fluktuation) um gleich wieder darin zu versinken. Genau hierin besteht seine Freiheit, die Freiheit, sich aus dem Meer des Nichts (dem Raum) herauszulösen, eine kurze Zweierexistenz zu bilden, um seinem Bedürfnis nach Liebe zu folgen in der vernichtenden Einheit. Das Ziel seines „Lebens“ ist der Tod, seine Liebe findet nur im Tod Erfüllung:



Es ist aber etwas Anderes im Meer des Nichts wie alle anderen (virtuellen Teile) zu schwimmen oder sich hinaus zu begeben in eine Prä-Realität *um* die Einheit mit dem Anderen erlebt zu haben.

Denn Einheit ist nur aufgrund der Trennung möglich. Es ist die erste einfache Komplexität, die durch das Anderssein hindurch getreten ist: die abstrakteste aber grundsätzlichsste Form der Liebe, die erst Freiheit ermöglicht. Je stärker sich die Komplexität entwickelt, als reales Photon, als Materie, als Atome, Moleküle, Leben etc., desto raffinierter werden die Gesetze, die Formen. Jedoch steigt damit auch die Komplexität und Schönheit der Freiheit. Im menschlichen Geist ist sie auf unserer Ebene am höchsten entwickelt, was eine noch höhere Entwicklung nicht ausschließt. Nur das Bewusstsein, das fähig ist, sich mit der Situation, in die es eingebettet ist, auseinanderzusetzen, ist zur Freiheit disponiert. Ein Bewußtsein, das sich durch frühes Denken (Gedächtnis) einen Begriff, ein Objekt oder Bild herausgebildet hat, kann es an der sich jeweils ändernden Realität messen und zwar gerade dann, wenn es erfährt, dass es nicht ausreicht, dass sein Begriff andere nach sich ziehen muss, um in seiner Welt Konsistenz aufbauen zu können. Das ist es, was in der Wissenschaft später das Zusammenspiel von Theorie und Empirie ausmachen wird.

Hat das Bewusstsein einen A-Begriff gebildet, der nicht jede Situationsfolge konsistent zu machen in der Lage ist, so wird er aufgrund dieses Mangels (der seine Chance ist), aber auch aufgrund einer neuen Parallellinie von Situationen einen neuen, zusätzlichen Begriff B bilden können. Erst jetzt ist das Bewusstsein fähig aufgrund seines Bedürfnisses, mit der Welt verstehend und handelnd umzugehen, eben theoretische und praktische Kohärenz zu erzeugen, Freiheit auszuüben. Es kann Situationen als A oder als B beschreiben und behandeln. Allerdings bedarf es da noch einer höheren Logik (Vgl. <http://philmath.org/wordpress/wp-content/uploads/2015/03/Feldtheorie-des-Geistes-und-der-Welt.pdf>).

Je mehr ein Mensch versucht in der Welt wirkliche Kohärenz zu bilden und das heißt zu denken und die Realität wahrzunehmen, wie sie eben sein Denken nicht erfasst, einen desto größeren Raum von Möglichkeiten, von Freiheit wird er sich eröffnen. Rousseau hat das auf politischem Gebiet intuitiv erfasst, indem er den dialektischen Zusammenhang formulierte: die primitive aber wesentliche Freiheit, die jedoch nicht real wurde, dann die Unfreiheit (in der bourgeoisen Gesellschaft, das heißt der komplexen Gesellschaft widersprüchlichen Interessen) um dann in einer höheren und zugleich realen Freiheit (der sittlichen) zu enden. So ist es auch (zumindest ähnlich) auf der gesamten Evolution. Die erste abstrakte Freiheit, die nicht lebensfähig ist und ihr Ziel im Tod hat, entwickelt sich zur Gesetzmäßigkeit in den kollektiven Gebilden, um dann durch hochkomplexen Strukturen (dem Gehirn und Geist) zur realen und wahren Freiheit zu gelangen.

Hat man nun aber die Wahl zwischen mehreren Möglichkeiten und geht dies über reine Willkür und Zufälligkeit hinaus, so leitet uns unser Wesen, Charakter, Gewissen und Vernunft. Aus der Möglichkeit, der Vielheit, wird normalerweise *eine* Realität werden. Das für das Subjekt jeweils Beste. Was nicht heißt, dass man sich in der Beurteilung des Besten nicht irren kann. Aber der Entschluss, der Beschluss schließt das Vielfältige wieder zusammen. Man erkennt hier wieder die Dialektik der Freiheit. Kant nannte es die Freiheit zu. Das Ziel generiert zuerst in der Situation die Vielheit der Möglichkeiten (die vielen

Freiheitsgrade), um aber in der Realisierung des Ziels die Einheit wieder herzustellen. Das ist auch das Werden der Liebe.

Nicht nur betrifft diese Entwicklung die Einzeldinge oder Individuen, sondern auch die Komplexe, die Gesellschaften etc. Eine Gesellschaft, die frei ist, lebt in einem Milieu vieler Ausformungen und Untergruppen, Kulturen (wie es Hegel richtig gesehen hatte), wird aber in der Realisierung ihres Wesens sich temporär jeweils zu einem Beschluss zusammenfinden und sich in ihren Begriffen zu höherer Kultur entwickeln. Das kann jedoch nur in der Freiheit und Selbstbestimmung der Subsysteme geschehen. Nur dann ist eine Kohärenz möglich, die relative Bestand hat. Das gilt erst recht für Religionen. Freiheit ist die *conditio sine qua non* für eine höhere Religion, die ihre Subsysteme respektiert und ihnen dankbar ist für ihre Verschiedenheit. Doch dahin führt noch ein weiter Weg. Das Gleiche gilt natürlich auch für die politischen Gesellschaften. Wer die Freiheit nicht als Grundprinzip der Natur versteht, wird sie auch nie in Religion, Ethik und Gesellschaft entwickeln können. Freiheit entsteht nicht, sie liebt es nur sich zu verstecken.

2. Dann ist da noch ein anderer Gesichtspunkt, den auch die moderne Physik hervorgehoben hat: die Bezüglichkeit des Standpunkts. Was für den einen Freiheit ist, ist für den anderen Zwang. Der Begriff des Sollens, der für Ethik und Gesellschaft so zentral ist, ist kein singulärer Begriff, sondern tritt immer auf mit seinem reziproken Begriff, dem des Wollens und natürlich umgekehrt. Sowenig wie jedes Wollen gerechtfertigt ist, ist es auch das Sollen nicht. Ist es das aber, so entsteht eine Verpflichtung. Will (gerechtfertigterweise) eine Person P von einer Person Q, dass sie die Handlung H tut oder unterlässt, so soll Q bezüglich P H tun oder unterlassen. Sollen und Wollen sind also wie rechts und links Relationsbegriffe, die man leicht verwechselt. Es kann recht schwierig sein, einem Kind zu erklären, wo und in Bezug auf was etwas links ist. Es kann ja auch schnell zu rechts werden. So schwierig hat sich auch bezüglich des Begriff des Sollens erwiesen, ihn verständlich zu machen. Dass ein Recht einer Person auch eine Pflicht der anderen wird, scheint heute aus dem allgemeinen Bewusstsein entschwunden zu sein. Rechte ohne Pflichten existieren genau so wenig wie Pflichten ohne Rechte oder wie links ohne rechts. Die Sprache verkürzt gerne komplexere Gedanken zu einfachen, aber dann missverständlichen.

So ist der soziale Freiheitsbegriff ebenso relational. Ist eine Person P frei gegenüber Q, H zu tun oder zu unterlassen, so ist Q gegenüber P in Bezug auf H genötigt, dies zu respektieren. Wieder unter der Voraussetzung, dass die Freiheit gerechtfertigt ist. Im Prinzip sind Recht und Freiheit nur verschiedene Wörter ein und derselben Sache im sozialen Kontext. Ich kann im logischen Kontext unfrei sein, aber frei im sozialen. Ich kann etwas tun dürfen, obwohl oder gerade weil ich keine andere Wahl habe. Natürlich befreit mich nicht jede logische Unfreiheit sozial. Aber ein Baby bspw. das nur einen Begriff hat, nur ein einziges Bedürfnis sich artikuliert hat, darf in gewissem Maß nicht in dessen Erfüllung behindert werden. Obwohl hier sanfte Gewalt auch bildend und entwicklungsfördernd sein kann.

3. Hier stellt sich natürlich die Frage, ob und wie diese beiden Begriffe zusammenhängen. Der erste Begriff fokussiert seinen Blickpunkt auf die Voraussetzungen der Freiheit, das Wesen des freien natürlichen Subjekts in Bezug auf seine Situation oder wie man auch sagen kann seine Umwelt. Es realisiert seine Freiheit in und mithilfe der Umwelt. Ist da nicht auch ein Relationsverhältnis zweier Entitäten gegeben? Das zeigte sich bereits in der frühesten Phase noch vor Erzeugung der Realität in den Fluktuationen des Nichts. Aber auf komplexerer Ebene einer entwickelten wirklichen Natur, ist da nicht des Einen Freiheit des anderen Pflicht und Zwang? Gesteht uns die Natur nicht die Verwirklichung unserer Freiheit übermäßig zu? Und wie sieht es mit dem moralischen Recht der Natur uns gegenüber aus?

Wollen wir der Natur ein Recht zusprechen, das ihr zweifelsohne zusteht, so müssen wir ihr auch die Freiheit bzgl. ihrer Intentionen zugestehen. Aber das ist aus dem Blick geraten, schon aus dem Grunde, dass wir seit der Nicht-Aristotelischen Physik ihr keine Zielhaftigkeit mehr anerkennen. Ein fataler Fehler eines egozentrischen Standpunkts, eines reinen Beobachterstandpunktes, der Aktivitäten anderer nur als Verhalten zu interpretieren imstande ist. Eine Entmündigung der Natur. Wir haben Pflichten gegenüber der Natur und zwar echte moralische, nicht nur solche aus klugem Eigeninteresse. Hume hatte da wohl falsch argumentiert, als er Sein und Sollen undialektisch trennte oder aber das Sein nicht erkannte, sondern als bloße Faktizität sah. Der Fehler eines ungeschichtlichen Blicks, den die Metaphysik seit Parmenides so an sich hat. Sein ist realisiertes Sollen. Es gibt kein Sein ohne voriges Sollen, auch wenn es in der Zeit zu einem überholten kontingentem Sein wurde, das neues Sollen artikuliert. Umwelt und Mitwelt sind nur verschieden entwickelte Interaktionspartner und das läßt ihre Gemeinsamkeit, nämlich ihre Freiheit verkennen.